Onkel Heinrich.

Eine Charakterstudie von Fanny v. Cölln.

Mein alter Onkel Heinrich, — er war eigentlich gar nicht mein Onkel, ich nannte ihn nur so —, war ein gar wunderlicher alter Herr, — ich muß einmal von ihm erzählen.

In Pommern, in der guten alten Stadt X., besaß er ein kleines Haus, nicht weit vom Marktplatz. Es war nur ein einstöckiges Haus, unten lag der Laden des Herrn Kürschnermeisters Heinrich Schmidt, dahinter ein schmales, halbdunkles Zimmer, und oben befanden sich die übrigen Wohnräume für die Familie.

Der Laden war vollgestopft mit allerlei Pelzen, Fellen und auch Filzhüten.

Glänzende Geschäfte konnte Onkel Heinrich nicht machen, doch das rührte ihn wenig; er blickte bei etwaigen Nachfragen sehr interesselos drein, und nur seine Frau, Tante Riekchen, schnitt ein ärgerliches Gesicht und sagte spitz: „Wie soll wohl ein Geschäft gehen, wenn sich der Herr um nichts kümmert und hat nur seine Kuren im Kopf. Es ist ein Elend." Das Kuriren war nämlich Onkel Heinrichs Steckenpferd. Nach seinen Erzählungen zu urtheilen, machte er wahre Wunderkuren. Leute, die schon von den berühmtesten Aerzten aufgegeben waren, heilte er im Handumdrehen, natürlich stets mit Sympathie. Meilenweit entfernt wohnende Leute ließ er schwitzen, indem er bei sich zuhause in seiner Küche einen großen Kessel mit allerlei arzneilichen Zuthaten aufstellte und kochen ließ, und wenn dann der dicke, seltsam riechende Dampf aufstieg, dann schmunzelte der alte Mann und rieb sich vergnügt die hageren Hände. „So, nun schwitzt er, meine Tochter, nun wird er's schon schaffen. Wenn einer so recht ins Schwitzen kommt, dann geht die Krankheit aus dem Körper, sie muß. Schwitzen ist das Beste." Und bedächtig schob er neue Feuerung unter. Er glaubte felsenfest an seine Kuren und die meisten Leute auch, denn es kamen wirklich allerlei Dankschreiben. Die Patienten hatten richtig geschwitzt in ihren Betten — weit, weit entfernt von Onkels kochendem Kessel, und waren geheilt und ganz glücklich darüber. Aus Dankbarkeit posaunten sie Onkel Heinrichs Ruhm in alle Winde.

Die Nachbarn nannten ihn nur „Herr Medizinalrath", und wenn er an Markttagen, auch bei dem schlechtesten Wetter, in seiner Ladenthüre stand, im schlichten, grauen Röckchen, die weißen Haare um die Stirn flatternd, dann sagten sie: nun hält er Sprechstunde ab. Und es war auch so. Kam ein Bauer die Straße herab, so machte er Halt vor Onkels Thüre. „Guten Morgen auch, Herr Schmidt." „Guten Morgen, nun wie geht's? „Man schlecht, Herr Schmidt, mit das linke Bein will des gar nich werden. Dat is ein niederträchtig Gefühl, Herr Schmidt." „Das will ich glauben, aber da müssen Sie was vor thun."

„Ja, ja, mit die Doktors is dat auch man so, det kost Geld und dann hilft det auch noch nich." „Ja, die Doktors, lieber Mann." Onkel Heinrich sann anscheinend nach, und der Bauer lauerte. „Wie wäre denn das, lieber Mann, wenn ich Sie mal in die Kur nehme, ich laß Sie schwitzen, viel Zeit geht nicht dabei verloren, und dann sind Sie den Reismantismus los." Der Bauer schmunzelt. „Ick weiß, Herr Schmidt, aber ick bin augenblicklich man knapp bei Geld, und schlechte Zeiten." „Aber Mann, wer redt denn von Geld, bringen Sie mir Eier oder ein Huhn." Onkel Heinrich kennt seine Leute, vom Geld trennt sich der Bauer nicht gern. Der Mann willigte erfreut ein, Tag und Stunde der Kur wird ausgemacht. „Geht det nich auf'n Abend mit det Schwitzen, Herr Schmidt, wegen die Arbeit, mein ich?" Onkel spielt Abends mit Passion Skat, trotzdem besinnt er sich keinen Augenblick, sein Vergnügen zu opfern. „Gewiß, lieber Mann, das geht sehr gut." Am nächsten Abend spät steht Onkel Heinrich zwei Stunden am Ofen und läßt seinen Kessel kochen, die alten Beine zittern und die Augen sind müde, er aber steht und kocht und freut sich. Sein faltiges, verknittertes Gesicht strahlt, er kurirt, er macht einen Menschen gesund — und Sonntag gibt es Hühnerbraten! Onkel Heinrich ißt zu gern gut. Kurieren und essen sind seine Leidenschaften. Und der Bauer wird wirklich gesund, unfaßbar für meinen jungen Verstand.

Onkel Heinrich wurde krank, mit dickgeschwollenen Beinen saß er „erster Klasse". Erster Klasse war ein rothsammtner Sessel, den Onkel bei einer Bahnauktion billig ersteigert hatte. „Nun, Onkel, wie geht es, bist du krank?" „Det is det Wasser," sagte der Kranke und wies auf seine dicken Beine, „des kriegt der Sanitätsrath nich weg, des steigt hoch und immer höher, und wenn det bis zum Herzen kommt, denn is det all mit dem Menschen." „Aber Onkel", rief ich erschrocken, „weißt du denn kein Mittel dagegen?" Der Alte schmunzelte. „Freilich, Kindchen, weiß ich eins, aber die Doktors sollen sich noch ein bißchen an mir plagen, und wenn sie dann eingestehen müssen, daß ihre Kunst zu Ende is, dann koche ich mir Thee. Ich freue mich schon auf ihre Gesichter." „Tante sagt, du hast auch noch eine offene Wunde am Bein, wissen die Aerzte denn nichts dagegen?" „Die und wat wissen, nee, is nich, laß sie man noch acht Tage probieren an mir. Montag koch' ich meinen Thee, bis Mittwoch is das Wasser weg, un da is abnehmender Mond, da brauch ich meine Sympathie wegen der Wunde."

Als ich am Mittwoch wieder kam, war „erster Klasse" leer. „Tante", sagte ich erstaunt, „ist er gesund?" „Beinahe", meinte sie gemüthsruhig, „das Wasser ist weg, nun ist er mit Kutscher Lehmann nach einem Kreuzweg gefahren, wegen der Sympathie." Draußen rollten Räder, Onkel kam zurück. Ich lief hinaus. „Nun, Onkel?" „St", machte der, „nich fragen." Er wies auf sein Bein. „Schön schlank, was? Das machen mich die Doktors nich nach. Stiebel hab ich auch an." Leichtfüßig ging er ins Haus. „Kluger alter Herr", sagte Lehmann bewundernd, „der kann mehr wie Brot essen."

Onkel Heinrich wurde ganz gesund zur Genugthuung aller derer, die an seine Kuren glaubten, nur die Aerzte sprachen von kräftiger Konstitution und Ausnahmefällen. „Das macht Spaß", meinte Onkel Heinrich, „aber ich will doch meine Rezepte aufschreiben." Und er saß und schrieb in der dunklen Hinterstube, und vorn im Laden führten Pelze und Mützen ein beschauliches Dasein. Klingelte je mal die Ladenthüre und fand sich ein Käufer ein, so knurrte der Alte ärgerlich: „Nun stört schon wieder so einer, die Leut' sind auch zu eitel, der kann sicher mit seinem alten Hut noch lange gehen." Ja, so war Onkel Heinrich. Nun hatte er aber einen Sohn und der mußte durchaus Medizin studieren. Der alte Mann wollte in seinem Sohne das sehen, was er selbst nie erreicht hatte. Er sollte ein wirklicher, studierter Arzt werden. Und wenn der Alte einmal zu mir gesprächig wurde aus Anlaß eines geschenkten Apfels, dann sagte er wohl: „Paß man auf, mein Tochter, wenn mein Adolf sein Doktor gemacht hat, denn kurieren wir beide zusammen die Leute. Du sollst mal staunen, was mein Doktor leisten wird, dat is ein wirklicher Doktor, ein geborener, des hat er man von mir." Ich nickte dazu, etwas zweifelnd, denn es drangen allerlei Gerüchte bis nach X., die erzählten viel von Adolf, aber nicht von seinen außerordentlichen medizinischen Kenntnissen, ach nein, Adolfs Talente schienen auf einem anderen Gebiete zu liegen. Onkel Heinrich vernahm von alledem nichts. Er stand nach wie vor in seiner Ladenthüre und kurierte die Leute, und einem jeden erzählte er strahlend: „Adolf, mein Doktor, kommt nun bald in die Ferien und nachher macht er sein Examen."

Eines Morgens — ich kam wieder einmal vom Markt und wollte bei Onkel Heinrich Station machen — hemmte ein ungewohnter Anblick meine Schritte: Vor Onkels Schaufenster standen Leute und sahen neugierig hinein. Das war noch nie vorgekommen. Groß und Klein belagerte die Fenster und suchte etwas von den Herrlichkeiten zu erblicken; ich that es ihnen nach, doch vergeblich, ich war zu klein. Entschlossen drängte ich mich bis zur Thüre durch und trat ein. Der Laden war leer, doch in der Hinterstube saß Onkel Heinrich.

„Onkel, was ist denn heute bei dir los? Solch' Gedränge!" „Ja, scheußlich", brummte der alte Mann, „verdirbt mir's ganze Geschäft." In der Sofaecke lachte es, und jetzt sprang ein junger, schlanker Mann auf und trat näher. Ich starrte ihn erschrocken an, dann kam mir das Erkennen. „Adolf, mein Doktor", rief ich. „Adolf ja, Doktor, nein", sagte der Heimgekehrte und bot mir die Hand. „Das Examen macht er erst nach den Ferien", kam die Stimme aus „erster Klasse". Eine Wolke des Unmuths zog über die Stirn des jungen Mannes, ärgerlich, wie es mir schien, zwirbelte er den Schnurrbart auf. „Wie gefällt dir meine Idee mit dem Schaufenster?" fragte er dann. „Ich konnte nichts sehen, es standen so viel Große davor." Adolf lachte und ging in den Laden vorn. „Sieh, wenn ich die Pelzdecke hebe, kannst du an die Seite sehen." Staunend sah ich, was er aus dem Fenster gemacht hatte. Ueber einem riesigen Eisbären schwebte eine Möwe, allerlei kleines Gethier krabbelte auf Pappfelsen umher. Es war erstaunlich! „Fein hast du das gemacht, Adolf." Er freute sich sichtlich über mein Lob. „Es sah ja vorsintflutlich hier aus, die ganze Aufmachung im Laden." Er zuckte mit den Achseln. „Na, ich würde hier bald Zug in die Geschichte bringen, aber Vater hat ja nichts wie seine Kuren im Kopfe." Da klingelte die Thüre, ein Käufer trat ein, ein einfacher Bauer. „Soll ich Onkel rufen, Adolf?" „I wo, machen wir alles." Ich zog mich in eine Ecke zurück und hörte zu. Wie konnte er reden und die Sachen loben, und als der Bauer den Laden verließ, hatte er eine theure Pelzmütze unter dem Arm. Adolf hatte ihm klargemacht, daß er darin wie ein Rittergutsbesitzer aussehe, und das zog. Nun rieb er sich schmunzelnd die Hände. „Siehst du, Kleine, so wird es gemacht." In der Hinterstube saß Onkel noch immer. „Onkel, Adolf kann mal fein verkaufen", rief ich, aber Onkel Heinrich winkte matt mit der Hand. „Des brauch er nich zu verstehn, mich wär des lieber." Alte Leute sind doch recht sonderbar. Nun hatte der alte Mann einen Sohn, der alles verstand, und war doch nicht mit ihm zufrieden.

Die paar Wochen Ferien verstrichen schnell. Adolf war immer galant, den Laden hatte er fast ganz umgekramt, und mit Vergnügen verkaufte er, „weil es ihm Spaß machte". Onkel saß so gedrückt aus wie nie.

Schließlich fuhr der Student ab und der Alte richtete schleunigst alles nach seinem Geschmack wieder ein. Nun sprach er auch wieder von „Adolf, mein Doktor". Endlich kam das Examen heran. Die ganze Familie wartete gespannt auf die Depesche, die die Freudenbotschaft bringen sollte. Sie wartete vergebens, es kam kein Telegramm, aber ein langer Brief. Adolf schrieb, er habe kein Examen gemacht, würde auch nie eins machen können. Aus kindlicher Liebe einen ihm unsympathischen Beruf zu ergreifen, wäre ihm nicht möglich, außerdem habe er sich mit der einzigen Tochter des reichen Kürschnermeisters Regen verlobt und wäre in das Geschäft seines Schwiegervaters eingetreten.

„Na, das ist ja denn auch ganz schön", sagte Tante Rieckchen, „da macht er eine feine Partie." Onkel Heinrich war wie zerschmettert, er setzte sich ganz gebrochen in „erster Klasse", und als ich tröstend zu ihm trat, da sah ich Thränen in seinen guten, alten Augen schwimmen. Er zog sein rothes Taschentuch, — umständlich wischte er seine Augen aus. „Nun is meine ganze Lebenshoffnung hin", sagte er, „nu is der Adolf doch nich nach mir geschlagen, nu is er doch man blos ein Kürschnergeselle."

Warum der Fried das Kreuz erhielt.

Thatsachen nacherzählt von Sophie Freiin Stjerna.

„Ach du main liebes Herrgottche, wer hätte das gedacht! Ihr Sohn — ihr Fried! Er war ja freilich schon immer so'n Sinnierer gewesen, schon als ganz kleines Jungche hatte er ewig still dagehockt und blos mit die Augchens, die großen blauen geguckt. Ach du mein trautstes Herrgottchen und wie oft hatte sie dann darüber gescholten und ihr Mann ihn für solche Faulheit geschlagen. Der war nun todt. Gott hab' ihn selig, aber wenn er das noch hätt' erleben können. —" Wie oft war in ihnen beiden stets ein Staunen gewesen über das, was der Bub' alles sah, wie er darüber dachte und danach frug, und ganz heimlich war in ihr dann ein Bewundern wach geworden über seine Gescheitheit, aber merken hatte sie sich's nicht lassen; erst später wie er größer wurde und unter die Soldatchens ging, da zeigte sie mehr die Freud' an ihrem Einzigen, und vollends jetzt, wo er die Auszeichnung bekommen, kannte ihr Stolz keine Grenzen.

Immer wieder faltete die alte ostpreußische Bäuerin ihre Hände, arg rauhe und verknöcherte Altweiberfingerchen waren es, und dankte ihrem Gottchen für die Erhaltung und dem Herrn Kaiser für die Auszeichnung des Sohnes, denn der liebe Gott und der Herr Kaiser, die kamen bei ihr stets zusammen und stets zu allererst, — dann erst langte sie wieder nach dem einfachen weißen Brief, der vor ihr auf dem Tisch lag.

G'rad hatte sie dem Jungche ein paar Socken um eine dicke Wurst wickeln wollen, als der Brief kam und der alte Postbote, der so treu durch Regen und Wind stapfte, hatte schmunzelnd gemeint: „Na Mutter Andruscheit, so'n dicker Brief bringt sicher was Extras." Heute hatte er nicht Zeit wie sonst wohl den Inhalt des Schreibens zu erfahren, er mußte sich sputen, es wurde dunkel und dann war es kein Vergnügen mehr auf ostpreußischen Landwegen dahinzugehen, so nahm er dankend das Gläschen Kümmel in Empfang, welches die Alte ihm für den dicken Brief kredenzte.

„Hätt' ich gewußt, was in ihm stand, ich hätt' ihm weiß Gottchen drei Gläschen geben", murmelte sie und schob die Hornbrille zurecht, um sich aufs neue in die Lektüre zu versenken. Sie las ein Weilchen, doch die Augen wurden ihr immer wider feucht und dann beschlugen die Gläser der Brille und dann mußte sie diese wieder putzen. — — Ach, kam denn heute niemand von den Nachbarinnen! Sie waren doch alle mit den Beinen noch flügger als sie, die sechzigjährige; sie gingen ja auch sonst um diese Abendstunde immer ein bischen rund, um zu erfahren, wer von den Männern und Söhnen im Felde Näheres gehört hatte.

Horch, klapperten da nicht ein paar Pantinen? Jetzt klinkte jemand die Hausthüre auf. Die alte Schelle bimmelte leise und hell, ein strohblonder Kopf schob sich zwischen die Stubenthür, fragend schauten ein paar blaue Augen zu der alten Frau hinüber! „Ach Mareike! Ja, komm nur, komm, ich hab' was Neues vom Fried und was Großes, Gutes, darfst lesen." Und auf rothen Strümpfen, — die schmutzigen Holzpantinen waren wohlweislich draußen gelassen worden — mit einem vor Freude, Kälte und Verlegenheit noch rötherem Kopf setzte sich das große blonde Mädchen und las klopfendenHerzens den Brief des heimlich Geliebten seiner alten Mutter vor. Da stand unter anderem:

„Wir lagen nun schon seit 14 Tagen in dem gleichen, und von den Russen in heißem Kampf eroberten Schützengraben. Es war Nacht. Ich hatte mich freiwillig als Wache gemeldet, da ich nicht müde war. Bald schliefen meine Kameraden um mich herum und es war so still und friedlich; ganz hinten in dem Dorf, wo die Unseren lagen, rührte sich nichts, auch von den Russen war wie gewöhnlich nicht das Leiseste zu sehen, so wäre die Müdigkeit unfehlbar immer mehr über mich gekommen, wenn mich nicht etwas Sonderbares in der Natur plötzlich wach gerüttelt hätte. Ich dachte gerade an dich, mein Mütterchen, an unsere Felder, unser Dorf und wie es dort wohl aussehe, hatte ich doch schon so lange nichts von dir gehört, als plötzlich ein lautes mächtiges Flügelrauschen mich erstaunt aufsehen ließ. Schaaren von Vögeln flogen ängstlich aufgeschreckt unter heftigem Flügelschlagen gen Süden. Ich wunderte mich darüber, denn sonst pflegen die Thiere doch Nachts nicht zu ziehen, sondern zu schlafen, kamen bereits neue Züge und alle aus der gleichen Richtung. Mein Athem stockte; was bedeutete dies? Aus der Richtung, aus der die Vögel kamen, lagen doch im Dorf die Unseren. Ich beobachtete scharf und lauschte angestrengt, sicher kamen sie von weiter, aus den großen meilenweiten Wäldern. Wie, — wenn sich dort — und ein Gedanke, durchblitzte mein Hirn, der nicht wieder weichen wollte — wenn sich dort die Russen aufhielten, zur Ueberrumpelung bereit machten. — — Mein Herz klopfte. Gewiß so war es; die Thiere, waren, von dem Treiben der Feinde aufgescheucht, davongeflogen. Ich war mir der Gefahr für die Unserigen bewußt, es galt zu handeln. Ich weckte meine Kameraden und lief in's Dorf. Die Posten vor dem Quartier des Generals wollten mi chnicht hineinlassen, sie glaubten mir nicht, war doch von den Vorposten nichts Verdächtiges gemeldet worden, sagten sie, das gleiche meinte der durch unser Stimmengewirr aus kurzem Schlaf geschreckte General. Ich blieb bei meinerBehauptung: „Der Feind rückt an und will uns überrumpeln." Man hat mich wohl im Augenblick für einen Verrückten gehalten, es kriegen ja jetzt oft Soldaten solche Zustände; ich war vielleicht auch zu sehr erregt, aber du kennst mich ja Mutter, ich bin immer ruhig, aber wenn's mich mal packt, dann geht die Leidenschaft meiner scheinbar kalten Heimath mit mir durch. Die Frage des Generals, woher ich denn das wisse, zwang mich zur Ruhe und meine Auskunft leuchtete ihm wie den anderen Herren wohl sofort ein. Ich zeigte ihnen neue Vogelschaaren, die doch sicher zur Nachtzeit nicht fliegen würden, wenn in den umliegenden Wäldern Ruhe herrsche; dort ist der Feind, der uns überrumpeln will.

„Es ist gut," unterbrach mich der General, nachdem er meinen Namen, Regiment und Kompagnie hatte aufschreiben lassen „gehen Sie in Ihre Stellung zurück, und wenn sich Ihre Behauptung erfüllt, werde ich Sie nicht vergessen." — Ich machte kehrt; hörte aber noch, wie er befahl die Vorposten zu verstärken und das Lager zu wecken. Nun wohl, ich hatte meine Pflicht gethan und meinen Zweck erreicht, — ich wartete ruhig. Wir waren alle auf unserem Posten, so gab es kein angstvoll Hin und Her, keine Verwirrung aus dem Schlaf gescheuchter Menschen, wie die Russen sie wohl bei ihrem nach einer Stunde erfolgenden, von mir also richtig geahnten Ueberfall erwartet hatten. Der immer mehr beginnende Tag kam uns zu Hilfe und endete, nach heißem Ringen, mit der üblichen Gefangennahme der Russen, von der du vielleicht schon gehört haben wirst. — Nun aber kommt für mich das Schönste, der General ließ mich rufen und lobte mich und wenige Tage später gab er mir selbst das Kreuz und Unteroffizier bin ich auch geworden. — Mutter, hat es dein Sohn gut gemacht? — Ich werde dir bald das Kreuz schicken, zum Verwahren, denn man verliert es hier gar zu leicht. Ich trage dann, wie mein Leutnant, blos das schwarzweiße Band; er hat es mir selbst gerathen und sagte noch: „Andruscheit, Ihre Mutter freut sich sicher ebenso wie meine zu Haus darüber." Heb' es mir gut auf und zeig' es allen, besonders der Mareike, und wenn ich wiederkomme . . . ."

Da versagte die Stimme der jungen Leserin vollkommen, — holprig hatte sie schon an manchen Stellen geklungen, aber das machte nichts — es wurde kein mustergültiger Vortrag verlangt. Ein blonder und ein weißer Kopf beugten sich über die Bogen und zwei paar Augen wurden feucht; dann strich eine zittrige Mutterhand über des Mädchens Scheitel. „Min Dochter — min Goldjung!" und darauf die Jüngere „lew Gottchen geb baldigen Frieden."

Das neue Buch.

Heute traf ich Herrn Bröselmann in einer Leihbibliothek. „Ich will einmal ein lustiges Buch lesen", sagte er und ließ sich den Katalog geben. Er blätterte eine Weile darin, dann schüttelte er den Kopf und wandte sich an mich. „Merkwürdig, wie man sich täuschen kann. Ich hätte darauf schwören mögen, daß Mark Twain schon seit ein paar Jahren todt ist...." „Stimmt ja auch, Herr Bröselmann," sagte ich. „Stimmt nicht," entgegnete er, „hier ist ja ein Buch verzeichnet, das er eben erst geschrieben haben muß. Ein ganz neues, höchst aktuelles Buch." „Unmöglich, Herr Bröselmann." „Also bitte; dann sehen Sie doch selbst nach!" Und damit reichte mir Herr Bröselmann den Katalog und tippte auf eine Zeile. „Da steht es ja: Mark Twain — Querkopf Wilson."

Ballet'.

Skizze von Kurt Münzer, Zürich.

Ein alter Platz einer alten Stadt öffnet sich, als der Vorhang hochschwebt. Tief eingeschneit träumt der Platz im Schein der Laterne, die an einer Straßenecke steht. Im Hintergrunde ragt ein altes hochgiebliges Zunfthaus, über dessen Tür das alte geschmiedete Zunftzeichen hängt. Seine Fenster sind alle festlich erhellt, und das Tor ist geoffnet. Zur Linken befindet sich ein Speicher, dessen Tür zwei Schilder flankieren; auf dem einen ist ein Mohr neben einem Tabakstrauch, auf dem anderen ein Chinese neben einem Teestrauch in leibhaftiger Größe abgebildet. Rechts steht ein alter Brunnen und auf seinem steinernen Stock ein gepanzerter Ritter. Das Wasser fließt und rauscht leise. Sonst sind alle Häuser dunkel und neigen sich schlafend vornüber.

Aus den Seitengassen strömt das Gewühl des Karnevals. Mannigfache Masken und Gruppen laufen über den Platz. Schelmenstreiche und Spitzbübereien werden verübt. Pierrot und Pierrette tauchen auf, zärtlich umschlungen, arg verliebt. Die Masken eilen in das Zunfthaus zum Tanz, alles verliert sich, und auf dem leeren, stillen Platz bleiben nur Pierrot und Pierrette.

Hinter den hellen Fenstern beginnt leise, süß, schmachtend die Tanzmusik, die von nun ab solcherweise hinter der Szene die folgenden Vorgänge alle begleitet. Und auf den hellen Vorhängen malt sich in Schattenbildern der Ball ab: tanzende Paare, Reigen und Aufzüge, dann in einer Nische ein Liebespaar, später ein streitendes Paar. Man sieht eine junge Dame, die sich küssen läßt, eine andere, die sich schnell überpudert, eine dicke Dame lockert sich das Mieder, ein Herr flüchtet sich mit einer Flasche ins Fenster, ein Träumer lehnt sich dichtend an das Fensterkreuz, und ein gekränkter Gatte ballt ohnmächtig die Faust.

Während sich an den Fenstern solches abspielt, hat Pierrette ihre Liebesszene mit Pierrot plötzlich dadurch unterbrochen, daß sie begehrt, in das Ballhaus einzutreten und am Tanze teilzunehmen. Es eilen von Zeit zu Zeit noch verspätete Paare hinein, und sehnsüchtig sieht ihnen Pierrette nach. Aber Pierrot hat keine Lust. Er als liebender Mann wünscht die Einsamkeit, um seine Leidenschaft zu bekennen, aber sie, als Frau, wünscht die Oeffentlichkeit, um sich geliebt zu zeigen. Es entsteht schließlich zwischen den Liebenden ein Streit, der damit endet, daß Pierrette in Tränen ausbricht. Aber — Pierrot ist abgehärtet. Er erliegt nicht. Vielmehr drückt er in einem entzückenden Tanz seine Liebe aus, seine Sehnsucht nach der stillen Kammer und betont zugleich — unvorsichtig! — seine männliche Ueberlegenheit. Das darf sich Pierrette nicht bieten lassen! Noch einmal versucht sie, in einem zierlichen Menuett, das harte Herz des Geliebten zu rühren. Aber sie erreicht nichts. Da geht sie wütend entschlossen in eine Gavotte über, und da sie anderes Publikum nicht hat, kokettiert sie mit dem steinernen Ritter auf dem Brunnen und dem gemalten Mohren und Chinesen. Sie wirft ihnen Küsse zu, wirbelt ihnen mit den Beinen Rausch und Entzücken zu, lacht ihren lebendigen Pierrot aus und hält sich an die toten Männer.

Aber Pierrette tanzt so bezaubernd, daß selbst die Toten ihr nicht widerstehen können. Zuerst belebt sich der Ritter, erwacht taumelnd aus seiner jahrhundertelangen Starrheit und steigt entflammt von seinem Brunnen herab um sich Pierrette zu nähern. Nach ihm besinnt sich der Mohr; er verläßt ungestüm seine Bildtafel, unbekümmert um das Loch, das entsteht, und um seine schwarze Nacktheit, die mit ihrem geringfügigen Schurz aller Polizeivorschriften spottet, und versucht, in einem grotesken Nationaltanz seine Liebe zu schildern. Als letzter ermannt sich der etwas träge Chinese; er zieht sich an seinem Schopf, nickt bedeutungsvoll und tritt mit der Leidenschaft, die seine Würde und Bedachtsamkeit erlauben, in den Wettbewerb um Pierrette.

Pierrot sieht alles das mit Entsetzen. Nicht Feigheit, sondern Grauen lähmt ihn; auch ist, trotz seines Auftretens, sein Charakter ein weicher, tatenloser und passiver. Hingesunken an eine Mauer sieht er, wie seine Geliebte nicht im geringsten eingeschüchtert ist. (Frauen sind jeder Lage gewachsen, und je mehr Männer, desto größere Sicherheit.) Pierrette also, sehr zufrieden mit ihrer belebenden Wirkung und dem Erfolg des Tanzens, geht auf die Huldigungen aller drei Männer ein, verdirbt es mit keinem, erwidert jedem seine Schmeicheleien in gleicher Sprache und bittet zuletzt, von ihren zärtlichen Freunden ins Ballhaus geleitet zu werden. Natürlich erntet sie nicht — wie zuvor bei Pierrot — eine Ablehnung, sondern drei Arme bieten sich ihr ungestüm an. Sie schlägt keinen aus, versteht es, ein Abkommen zu treffen, durch das keiner benachteiligt erscheint, und wendet sich, in so zahlreichem Geleit, dem Tor des Tanzhauses zu.

Da rafft sich der unglückliche Pierrot auf. Seine Verzweiflung gibt ihm einen tollen Walzer ein. Seine drei Nebenbuhler sind berückt und gerührt und wollen beinahe edelmüthig zurücktreten — aber Pierrette hat kein Erbarmen. Mit einem spöttischen Lächeln mißt sie die Kraftleistungen ihres Pierrot, bereit, seine Liebe für einen Ball zu opfern. (Nun, sie ist eben Frau und nicht zu verdammen. Pierrot hätte klug sein sollen und nachgeben. Der Mann liebt die Einsamkeit, die Frtu den Verkehr. Man muß halt mit Naturgesetzen rechnen. Aber Balletfiguren haben eben den Verstand in den Beinen sitzen und sind in tragischen Zuspitzungen einfach verloren.) Also Pierrette zuckt nur die Achseln über die große Liebe und wendet sich ihrer Liebelei zu. Sie schreitet mit ihren Freunden in das Ballhaus, und Pierrot, der ihr nacheilt, sie halten will, behält in seinen Händen nur ihren Schleier. Die Thür ist hinter Pierrette und ihrer Gefolgschaft zugefallen, und Pierrot ist allein, verlassen, verzweifelt.

Ein alter Mann kommt mit einem zottigen Hund und löscht die Laternen aus. Nun spenden nur noch die hellen Fenster Licht, und schon taucht an den Gardinen der süße, schlanke Schatten Pierrettes auf, die im Tanz von Arm zu Arm wirbelt.

Pierrot hebt sein Gesicht aus dem Schleier, in den hinein er seine bittersten Thränen geweint hat. Unten im Schnee kauernd, ist er verdammt, mitanzusehen, wie seine Geliebte da oben glücklich ist — ohne ihn. Da ihm eine andere Sprache nicht gegeben ist, drückt er im Tanz — in einer Folge inbrünstiger Erfindungen unglücklicher Liebe — sein Elend aus. Pierrette aber, die weiß, daß er unten steht und sie im Schattenspiel beobachtet, thut ein Uebriges und Uebermüthiges: sie tritt mit dem Chinesen in die Fensternische und läßt sich von ihm den Arm küssen. Bald darauf erscheint sie mit dem Mohren, dessen furchtbaren Lippen die weißeste Schulter gereicht wird, und sie läßt ihn ablösen vom Ritter, für den der Mund gut ist. Pierrot sieht alle diese unglaublichen Vorgänge. Seine Liebe wird gekreuzigt. Pierrette, die Verruchte, schreckt selbst vor künstlichen Männern nicht zurück und zieht der lebendigen Leidenschaft einen gemalten Mohren und Chinesen und einen Ritter von dreihundert Jahren vor!

Das ist zuviel für Pierrots Liebe. Er weiß: er darf das nicht überleben. Denn: er würde ihr verzeihen müssen und sie weiterlieben, sie, die ihn betrügt. So nimmt er denn Abschied vom Leben und bestätigt, daß Männer leichter als Frauen an getäuschter Liebe sterben. Er tanzt der schnöden Welt sein Lebewohl. Dann befestigt er, auf den Eckstein am Hausthor steigend, den Schleier Pierrettes über der Thür an der eisernen Stange des Zunftzeichens, legt sich die Schlinge um den Hals und springt vom Stein. Er zappelt ein wenig in der Luft, seine Zunge reckt sich, und unter den wilden Klängen eines Tango, den Pierrettes Schatten oben am Fenster abschreitet, haucht der arme Pierrot seine Seele aus . . . .

Große Pause. —

Aber Pierrette — Pierrette ist nicht so schlimm, wie es für die, so keine Menschenkenner sind, den Anschein hat. Pierrette hat ja nichts als ein wenig kokettirt. Soll sie ihrer angeborenen Natur entsagen? Mußte sie den Liebsten nicht nach Frauenart für den versagten Wunsch bestrafen? Kaum also hat sie den Tango mit dem Chinesen, der sich gut dazu eignet, vollendet, so befallen sie schon Reue und verdoppelte Liebe. Was macht, wo ist Pierrot? Sie liebt ihn ja . . .

Und im Augenblick, da wieder der Tanz anhebt, verläßt sie den Saal, eilt die Treppe hinab, reißt die Thür auf, um mit liebeglänzendem Blick Pierrot zu beseligen und — stößt an die baumelnde Leiche Pierrots . . .

O, sie darf nicht einmal aufschreien. Ihre hohe Kunstgattung verlangt, selbst einen Entsetzensschrei mimisch dargestellt zu sehen. Nun, Pierrette vermag das. Nicht umsonst ist sie die beste Kraft des Hoftheaters. Sie versinnlicht in vollendeter Weise ihre Verzweiflung, ihr Grauen. Sie hält den pendelnden Erhängten fest, kniet hin, küßt seine Füße: ach er ist todt, kalt, starr.

Der Flüchtenden nachgeeilt sind ihre drei Kavaliere. Als sie sehen, was sie da anzurichten halfen, fürchten sie sich gar sehr, unvollkommene Männer, die sie sind. Aber sie haben es leicht, sich aus der peinlichen Sache zu ziehen: sie kehren einfach in ihren Kunstzustand zurück. Der Ritter klettert schnell auf seinen Brunnen, und Mohr und Chinese suchten ihre verlassenen Schilder auf. Bald stehen sie beide harmlos und unschuldig neben ihren Sträuchern, und der Ritter starrt in das fließende Wasser, als hätte er nie etwas anderes gethan.

Inzwischen sind die übrigen Ballgäste — um das Schlußbild zu stellen — aus dem Hause gestürmt und begleiten mit angemessen zurückhaltenden Bewegungen die Verzweiflung Pierrettes, die vor dem baumelnden Pierrot herumwirbelt. Aber nun schwankt sie in so herausfordernder Weise, daß einige junge und alte Herren ihr stützend beispringen. Nach einmal erläutert sie tanzend den Titel des Balletts „Koketterie und Strafe" oder „Schuld, Liebe und Verhängniß" oder „Des Lebens Unverstand", dann wankt sie in den Armen sechs beherzter Herren davon, die Bühne leert sich rasch, und allein, verlassen schwankt die Leiche Pierrots in der Winternacht.

Indem der Vorhang sinkt philosophirt er noch im Tode: Da geht sie hin und tröstet sich. O Schicksal! So ist es: der Mann liebt die Frau, aber die Frau liebt den Mann. Ich starb, weil sie einen anderen küßte, und sie kann leben, indes ich todt bin! Ich Tor, der ich starb! Aber ich werde dem Textdichter meine Meinung sagen!

Der Sommerschlaf der Thiere.

Wenn vom Dauerschlaf im Thierreich gesprochen wird, ist gewöhnlich damit die auch bei uns sehr bekannte Erscheinung des Winterschlafes gemeint, der im mitteleuropäischen Klima verschiedene Thiergattungen, vor allem Insekten, wie z. B. die gewöhnliche Stubenfliege, unterliegen. Doch der Einfluß desTemperaturspiels auf den Dauerschlaf wechselwarmer Thiere spricht sich deutlich auch in der in unsern Zonen weniger oft erörterten Thatsache aus, daß Trockenheit und brennendeHitze ebenso gut zum lethargischen Zustand des Dauerschlafes führen können wie die den Winterschlaf hervorrufende Kälte. Darum ist in dürren Gegenden mit regenlosem, sehr heißen Sommer von einem alljährlich wiederkehrenden Sommerschlaf verschiedener Thiergattungen zu sprechen. Wie der Basler Universitätsprofessor Dr. Friedrich Zschokke in einer Studie über den Schlaf der Thiere ausführt, wußte bereits Humboldt vom Sommerschlaf der Thiere zu berichten, und seine Angaben wurden von andern Forschern wie Emin Pascha, Stuhlmann und Werner bestätigt. Die ersten Beobachtungen wurden an den in sommerlichem Schlaf erstarrten Alligatoren Südamerikas gemacht, und auch bei den Krokodilen der Nilländer, bei den Schlangen und Eidechsen im Sudan konnte man feststellen, daß sie die trockenste Jahreszeit in schlafähnlicher Betäubung, tief eingegraben in die Erde, verbringen. Die Frösche, Kröten und Schildkröten heißer Länder vermögen im trockenen Erdreich oder im Uferschlamm während vieler Monate völlig bewegungslos in einer Art Todtenstarre zu verharren. Die Lungenfische Centralafrikas und Paraguays richten sich für ihren Sommerschlaf, der häufig sieben bis neun Monate hindurch währt, auf besondere Weise ein. Sie rollen sich in Erdklumpen oder Schlammkapseln, deren Innenraum durch Schleimsekrete der Hautdrüsen ausgekleidet wird. Die Haut des zum Sommerschlaf bereiten Lungenfisches überzieht sich mit einem firnißartigen Ueberzug, und anstelle des eingekapselten Kiemen übernehmen der gefäßreiche Flossenschwanz und die zur Lunge verwandelte Schwimmblase die Funktion des Athmens. Die Athemluft wird durch einen zur Oberfläche der sommerlichen Schlafwohnung führenden Gang bezogen. In diesem Trockenzustande können die LungenfischeHunderte von Meilen weit verschickt werden, um dann, wenn die harten Erdklumpen durch fließendes Wasser gelöst werden, wieder zu voller Lebensthätigkeit zu erwachen. Doch nicht nur in den heißen Tropenländer sind sommerschlafende Thiere anzutreffen. Schon die klimatischen Bedingungen jenseits der Alpen genügen, um bei manchen Thieren die schlafähnliche Sommerruhe hervorzurufen. So pflegt in Italien der Brillensalamander den Wärmeschlaf, um die Zeit seines aktiven Lebens in die feuchten Wintermonate zu verlegen. Aehnlich verfährt auch im Mittelmeergebiet die Weinbergschnecke, die, während der größten Hitze, ihr Haus durch eine Art gewölbten Porzellandeckel hermetisch verschließt, um erst bei Beginn der kühlern und feuchtern Jahreszeit sich wieder hervorzuwagen. Eine der interessantesten Erscheinungen auf dem Gebiete desSommerschlafes der Thiere ist die, daß auch in Gegenden, in denen dieses Phänomen allgemein nicht anzutreffen ist, ein ausnahmsweiser regenarmer und heißer Sommer bei wechselwarmen Wirbelthieren eine einmalige lethargische Trockenstarre herbeizuführen vermag. So beachtete man in der Sommerhitze des Jahres 1911 in der Champagne, daß die Fische in den ausgetrockneten Teichen des Schlosses Marchet in dem steinhart gewordenen Schlammgrund erstarrten. Daß es sich nicht um ein Sterben der Fische, sondern nur um einen ausnahmsweisen Sommerschlaf handelte, erwies sich beim ersten herbstlichen Regenguß, da das wiederkehrende Wasser sich sehr rasch mit den aus dem Schlaf erwachenden Barschen, Schleien und Karpfen belebte. Auch andere Beobachtungen zeigten, daß der Sommerschlaf von Fischen gelegentlich durch einmal wirkende äußere Verhältnisse hervorgerufen werden kann. Wo aber in einer stets milden und feuchten Luft das Pflanzenleben niemals welkt, schlummert auch die Thierwelt zu keinem jahreszeitlichen Schlafe ein. So gibt es z. B. in den tropischen Inseln des Stillen Oceans, die keinen Wechsel der Jahreszeiten kennen, auch keine Sommerstarre oder Winterruhe thierischer Lebewesen. Daraus ergibt sich wieder der enge Zusammenhang zwischen äußerer Ursache und innerer Wirkung, zwischen dem Klima des Wohnorts und den Lebensgewohnheiten der daselbst heimischen Geschöpfe.

Auch ein Grund.

„Warum ist denn der Huberbauer gar so theuer mit seinen Sommerfrischlern?"

„Net leiden kann er s'."

Humoristisches.

Aus dem Annoncentheil: Junger Mann, der sich zu verehelichen gedenkt, sucht einen älteren, erfahrenen Ehemann, der ihm das ausredet.